

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

268 (18.11.1925) Die Mußestunde

Verbrecherfang mit Zwirnsfäden. Ist im Kampf mit der Verbrecherwelt ein ebenso wertvolle Waffe wie Stärke und offene Heberlaenheit. Zu den kleinen Mitteln, mit denen oft der Kampf gegen das nächtliche Treiben der Spitzhüben aufgenommen wird, gehören die von den Bütern des Geheimes quer über die sichernden Schürzer oder Lormage gespannten feinen Baumwoll- und Zwirnsfäden, deren Beschädigung ein sicheres Zeichen bietet. So wurde in London kürzlich das Eindringen von Verbrechern in einen Juwelierladen an der Verletzung einer solchen „Schutzmarke“ festgestellt. Der Polizist benachrichtigte sofort von seiner Wahrnehmung einen zweiten, und die beiden entdeckten zwei Diebe, die sich vergeblich in dem Dunkel einer Ecke zu verbergen suchten. Bei einem derselben wurde ein Zettel gefunden, der die Adresse eines der Hehlerei Verdächtigen trug. Der Polizist eilte sofort in den bezeichneten Laden, verhaftete den Geschäftsinhaber und spielte in dessen Kleidung einige Stunden lang die Rolle des Verhafteten, mit dem Erfolg, daß er noch vier andere Diebe abfing, die gestohlenen Gut verkaufen wollten. Alle diese Verbrecher hatte er also mit einem Zwirnsfaden gefangen. Eine andere ebenso gute Waffe im Kampfe gegen die Wildddiebe hatte ein Wachtmann in einem englischen Dorfe in einer Spule feiner Seide gefunden, die er im Eingange des Hauses eines der Wildddieberei verdächtigen Mannes so befestigt hatte, daß der Hinansgehende sie eine Strecke weit mitschleppen und den Faden abspulen mußte. Dadurch war die Richtung, die er einschlug, verraten.

Bücherschau

Eämtliche hier bezeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Simon Schöden, Siebung durch Selbsthilfe. Ein Vorschlag. Mit 17 Abbildungen auf Tafeln in better Ausstattung, Ladenpreis Mark 1.— (Ermst Dönbura, Verlag, Leipzig, Querstraße 17.) — Der Verfasser hat in seiner Schrift eine kurze, klare, plausible und praktisch in jeder Richtung hin fundierte Antwort auf die Frage: Wo nehme ich eine Wohnung her? gegeben. Diese Antwort löst alles Theoretische, alles Sage und Unkonkrete links liegen, geht mit dem Resultat langjähriger praktischer Erfahrungen dem Kern der Sache zu leibe. Was herauskommt, ist ein Eigenheim, für das der Erbauer im Jahre 350—450 Mark Verzinsung aufzubringen hat. Der Vorschlag Schödens, bis zum letzten Detail durchdacht und experimentell erprobt — das erste Haus nach seinem System nicht bereits — ist geeignet, die ins Stoden geratene Siebungsbewegung wieder nachhaltig in Fluß zu bringen, und unvertauenden nicht nur eine Wohnung, sondern ein eigenes Heim zu verschaffen. Die werktätige Bevölkerung, die Fachleute, die Wirtschaftis- und Kommunalpolitiker haben allen Anlaß, diesen praktischen Vorschlag eines uneigennütigen und klugen Bauherrn eingehend zu prüfen; das Resultat der Prüfung dürfte ein alle Teile gleich betriebsfähiges sein.

Kurt Offenbura, 1110. Ein zeitgenössischer Roman. (Mittelstadt-Verlag, Frankfurt a. M.) Die meisten amnenden Zahlen des Buchtitels bedeuten nichts weiter, als die bei Buchhändlern übliche Methode des Buchgeschäfts, vom Sortiment als Proftrate beim Einkauf von zehn Büchern noch ein etliches gratis zu bekommen. Der Titel ist also der Schlüssel zum Hintergrund der Handlung, denn in dem Roman behandelt Offenbura mit fast sachmännlicher Genauigkeit das Getriebe des Buchverlags, das für den Laien gewiß ein Mysterium ist. In zwei parallel verlaufenden Handlungen sehen wir, wie aus einem kleinen hübschen Buchhändler, durch Kriegs- und Revolutionkonjunktur ein moderner Konzernkapitän wird, der freilich auf der Höhe seiner Erträge seelisch bettelarm ist. Daneben läuft die Geschichte eines typischen mittelständischen Buchhändlers nichtemittierter Färbung, dem aber auch jedes Mittel zum Aufstieg auf der Leiter des Erfolges recht ist; nur verläuft diese Angelegenheit leider etwas ins Nebelhafte. Als Spiegelbild unserer geschäftstüchtigen Zeit, wie man aus allem: Vaterland, Religion, Liebe, kurz aus „Geist“, Geld, „Macht“ macht, ist dieser Roman eindringlich und leicht fast einer Sazeruna. Besonders schön sind die Schlußkapitel, die sich zu dichterischer Entfaltung heigen. Der Verlag hat dem Werk eine laubere Ausstattung angedeihen lassen.

Schriftleiter: Detmann Winter. Verlagsdruckerei Volksfreund G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellede

Table with 10 columns and 10 rows of letters for a word puzzle. The letters are: wie, wird, ein, men-, ver-, brust; grab, wi-, ste, schmer, sel-, blatt, die, kann; ter, so, wenn, vom, treu-, schen, zen, die; pfel, das, ein, ver, zen, zu, lig, man; geht, bei-, fällt, schwer, le-, daß, mit, her-; bald, so, hil-, gras, ge-, fin-, den, ei-; len, ter, hoj, gen, zum, die, wenn, gel; mir, wie, a-, tra-, wächt, leid, so, ans; der, frieb-, wei-, geh, welt, ich, bö-, und; wird, ach, dar-, gen, lust, der

Rästel Ein halber Papa, Nora, ein Kind, Eine halbe Mama —: Nun rate geschwind!

Auflösungen der Rästel der Nummer der 46. Woche

Verzierbild: Man stelle das Bild verkehrt. Die springende Gestalt des Kindes findet sich leicht im alten Bretterzaun und Gebüsch am Eingang des Durchblicks nach dem Kirchlein.

Rästel: Hausrat — Rathaus,

Wichtige Lösungen sandte ein: Adolf Weiber, Karlsruhe.

Witz und Humor

Immer praktisch. Hänschen darf Papa zum Friseur begleiten, wo dieser sich die Haare schneiden läßt. Volk Aufmerksamkeit schaut er zu, wie unter der scharfen Schere die Locken seines Erzeugers herniederfallen, und begeistert flüstert er: „Vater, kann ich nicht ein paar von deinen Haaren haben?“ Der Friseur ist gerührt. „Was für ein lieber Junge!“ sagt er, „und wie äärllich!“ Er reicht ihm ein Bündel Haare und sagt: „Nehme dir Papas Haare recht gut auf.“ „Das will ich ja gar nicht,“ erwiderte Hänschen. „Ich brauche sie nur zu dem neuen Schwanz für mein Schaukel Pferd.“

Der Schak. „Heinrich“, erkundigt sich Frau Neureich während der Fahrt bei ihrem neuen Chauffeur, „wie heißen Sie mit Zunamen? Ich nenne meine Bedienung nicht gern beim Vornamen.“ — „Ich heiße Sch a s anädige Frau.“ — „Fahren Sie weiter, He n r i ch.“

Die Aussteuer. „Ja, Max, bares Geld kann Papa mir nicht mitgeben, aber ich kriegen für sämtliche Zimmer die Möbel.“ — „Um, einstweilen werden wir uns wegen der Wohnungsnot wohl mit Stube und Küche begnügen müssen.“ — „Ja, das meinte Papa auch.“

Der Spezialist. Ein Arzt, der sich die Behandlung von Hautkrankheiten als Spezialist erwählt hatte, wurde von einem Freunde gefragt, warum er denn gerade diesen Zweig der Wissenschaft bevorzugt hätte. Er antwortete: „Dafür habe ich drei gewichtige Gründe. Meine Patienten holen mich niemals nachts aus dem Bette, sie sterben daran nie und sie werden es niemals los.“

Rästelhaft. „Du, Papa, brennen die Leute auf dem Monde Gas oder elektrisch Licht?“ — „Ich weiß es nicht, mein Sohn.“ — „Papa, ist das Meer hundert Meter tief?“ — „Ich weiß es nicht, mein Sohn.“ — „Papa, warum geben die schwarzen Kühe weiße Milch?“ — „Laß mich in Ruhe, Junge, ich weiß es nicht.“ — „Aber Papa, wie bist du bloß Professor geworden?“

Die Wochensunde Zur Unterhaltung und Belehrung

47. Woche

Karlsruhe, den 18. November

1925

Frühes Wetter

Es ist ein stiller Regentag, so weich, so ernst, und doch so klar, wo durch den Dämmer brechen mag die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt beschaulich über Berg und Tal; Natur, halb warm und halb verköhlt, sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorene sind gleicher Stärke in mir wach; die Lebenslust, die Todespein, sie leben auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich, beschau das Spiel in stiller Ruh, und meine Seele rüstet sich zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Gottfried Keller.

Rede des toten Christus

Von Jean Paul.

Wenn man in der Kindheit eräbten hört, daß die Toten um Mitternacht, wo unser Schlaf bis nahe an die Seele reicht und selber die Träume vertieft, sich aus ihrem Grabe aufrichten, und daß sie in den Kirchen den Gottesdienst der Lebendigen nachhätten, so schaudert man der Toten wegen vor dem Tode, und wendet in der nächtlichen Einsamkeit den Blick von den langen Fenstern der stillen Kirche weg und fürchtet sich, ihrem Schillern nachzuforschen, ob es wohl vom Monde niederfalle.

Die Kindheit, und noch mehr ihre Schrecken als Entzückungen, nehmen im Traume wieder Flügel und Schimmer an und spielen wie Johannismwürmern in der kleinen Nacht der Seele. Berührt uns diese flatternden Funken nicht! — Laßet uns sogar die dunklen peinlichen Träume als lebende Halbgeschatten der Wirklichkeit! — Und womit will man uns die Träume ersehen, die uns aus dem untern Getöse des Wasserfalls wegstragen in die stille Höhe der Kindheit, wo der Strom des Lebens noch in seiner kleinen Ebene schweigend und als ein Spiegel des Himmels seinen Abgängen enttauenzogen?

Ich lag einmal an einem Sommerabend vor der Sonne auf einem Berge und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien, und das sein eigener Zeiger war; nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die Zeit darauf sehen.

Jesus sank eine hohe, edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Toten riefen „Christus! Ist kein Gott?“

Er antwortete: „Es ist keiner.“ Der ganze Schatten jedes Toten erbebt, nicht bloß die Brust allein, und einer um den andern wurde durch das Zittern zertrennt.

Christus ist fort: „Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Lichtstrahlen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, so weit

das Sein seine Schatten wirft, und schaute in den Abgrund und rief: Vater, wo bist du? Aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand reagiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und trockte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren, bodenlosen Augenbühle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkündete sich. — Schreiet fort, Miltöne, zerstreiet die Schatten; denn Er ist nicht!“

Die entfarbten Schatten zerflatterten, wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, im warmen Hauche zerrimmt, und alles wurde leer. Da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altar und sagten: „Jesus! Haben wir keinen Vater? — Und er antwortete mit strömenden Tränen: Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.“

Da kreischten die Miltöne heftiger — die zitternden Tempelmauern rüdten auseinander — und der Tempel und die Kinder sanken unter — und die ganze Erde und die Sonne sanken nach — und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermesslichkeit vor uns vorbei — und oben am Gipfel der unermesslichen Natur stand Christus und schaute in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude herab, gleichsam in das um die ewige Nacht gemühte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter und die Lichtstrahlen wie Silberadern geben.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Trichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel, um die andere ihre atimnenden Seelen auf das Totenmeer ausschüttete, wie eine Waflertugel schwimmende Lichter auf die Wellen kreuzte: so hob er, aröh wie der höchste Endliche, die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermesslichkeit und sagt: „Starrs, kummes Nichts! Kalle, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann erschlägt ihr das Gebäude um mich? — Zufall, weicht du selber, wenn du mit Orkanen durch das Sternenschneegeföhre schreitest und eine Sonne um die andere auswebest, und wenn der funkelnde Tau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergehst? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leidensaruit des Alls! Ich bin nur eben mir — O Vater! O Vater! Wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr rube? Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgengel sein?“

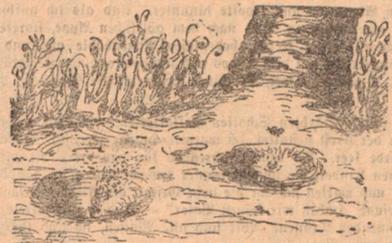
Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirkt seine Strahlen in die Staubwolken aus Totenasche auf eure Erde hinauf, und dann entseht ihr bewölkte wandelnde Bilder. — Schau hinunter in den Abgrund, über welchem Wähenwolken ziehen. — Nebel voll Welten steigen aus dem Totenmeer, die Zukunft ist ein steigender Nebel, und die Gegenwart ist der fallende. Erkennst du deine Erde?“

Hier schaute Christus hinab und sein Auge wurde voll Tränen, und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr; da war ich noch glücklich, da hat' ich noch einen unendlichen Vater und blühte noch froh von den Bergen in den unermesslichen Himmel und drückte die durchstohene Brust an sein lindernendes Bild und sagte noch im herben Tode: Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle und heb ihn an dein Herz.“

Aus dem Leben eines Faltentellers

Ein Besuch beim Ameisenlöwen
Von Ewald Schild (Wien)

Eine unendlich reiche Fülle von „Lebensgütern und Lebensqual“, von Schicksal im Kleinen, weht und wirft in Borte und Baum, Geröll und Sand. Allüberall das alte Lied von Hunger und Liebe, von urewigem Daseinstampfen. Mitunter ist es sogar, als ob das steinerne Antlitz der Sobirer Natur einen Anflug von Humor zeigte. Tausende und Abertausende sind bei einsamen Waldgängen an dem merkwürdigen Faltenteller und Schüsselchen achlos vorübergegangen, von dem ich jetzt berichten will. Und doch lohnt es sich, dem Ameisenlöwen einen kurzen Besuch abzustatten. Nach seinem wissenschaftlichen Dasein ist er die Larve der Ameisenjungfer, einem aierischen Nestflügel, so schlant und dünn wie eine Eibelle.



Manch einen Sommernachmittag habe ich am Waldrand gesucht, um mit dem „Löwen“ nähere Bekanntschaft zu schließen. Mag diese Absicht schon bei einem ganz gewöhnlichen Löwen mit gehörigen Schwierigkeiten verbunden sein bei einem Ameisenlöwen ist sie gewiss noch weit beschwerlicher. Warum? Nun, weil der Busch nur knapp einen Zentimeter Größe erreicht und sich in einem kleinen, trichterförmigen Grübchen von einigen Zentimetern Durchmesser verborgen hält. Haben wir ein solches Grübchen entdeckt, dann brauchen wir nur gehörig hineinzuatzen und alsbald werden wir unseren Löwen freigegeben haben: ein mächtiger Hinterleib, ein kleiner, platter Kopfteil und zwei mächtige Greifzangen, das ist alles. Aber er gibt uns nicht lange die Ehre, „Lug“ im Auge“ ihm gegenüberzuheben. Mit rudweisen Stößen bohrt er sich nach rückwärts in den lockeren Sandboden ein. Immer im Kreisgang. Und dann schleudert er mit dem schaufelförmigen Kopfteil eine Ladung Sand im Boden zur Seite. Immer tiefer erdrückt er sich ein und durch unausgesetztes Beschleudern der Sandböden stellt er jene kleine trichterförmige Vertiefung her, an deren Grund er schließlich, im Sande bis auf die zwei Kieferzangen vollkommen eingegraben, auf Beute harret. Es ist keine leichte Arbeit für ihn, sich eine solche Fanggrube zu bauen. Ununterbrochen wird da gearbeitet, bis sie nach ein bis zwei Stunden „betriebsfähig“ ist. Mit weitgepreizten Zangen wartet er geduldig auf seine Opfer. Auch wir müssen uns mit Geduld wappnen, wenn wir es nicht vorziehen, ihm die harte Arbeit in Gestalt einer Ameise, Spinne oder ähnliches direkt auszuführen. Kaum ist die Beute am Grund der Fallgrube angelangt, so wird sie von den mit einem Kanal im Innern versehenen Kieferzangen erfaßt und ausgelesen. Wählerisch ist er gar nicht, er frisst alles, was er bewältigen kann und nimmt den Kampf, meist erfolgreich, auch mit Insekten auf, die ihm an Körperkraft weit überlegen sind. Man sollte meinen, daß es einem solchen Opfer doch ein Leichtes wäre, den Miniturlöwen aus seinem Versteck einfach herauszuziehen, um sich von den mörderischen Zangen zu befreien. Der Körperbau des Schlaumeiers läßt das aber nicht so ohne weiteres zu. An dem dünnen Hals hat sich der weit ausladende Hinterleib an und mit seiner Hilfe und den Weispaaren stemmt er sich so fest in den Boden, daß es selbst starken Beutefressern nicht gelingt, den Bluffänger aus der Grube zu ziehen. Ist die Mahlzeit beendet, so schleudert er einfach den leeren Rest seines Opfers zum Loch hinaus, damit die Bahn frei wird für neue Beute.

Am meisten verblüfft aber der Ameisenlöwe durch seine Schüsse. Sie nehmen sich wie ein kleines Erdbeben oder eine winzige Explosion aus. Das Kunststück besteht darin, daß der Ameisenlöwe durch eine plötzliche Kopfbewegung eine kleine Bombadung emporschleudert. Es ist immerhin denkbar, daß



es ihm dadurch gelingt, entlassene Insekten von der Trichterböschung herabzuholen, um sie seinen Zangen nicht entziehen zu lassen. Nur mag ich nicht daran glauben, wie dies in manchen populären Darstellungen so schön beschrieben wird, daß sich der Ameisenlöwe förmlich mit Ueberlegungen des Sandstrebens zur Erzeugung seiner Beute bedient.

Dit genug führt auch beim Ameisenlöwen Schmalbüden das Amt des Küchenmeisters. Regen und heuchte Witterung sind für ihn Fahren- und Hungerzeiten. — Sein weiterer Entwicklungsgang ist rasch erzählt. Aus Erde und Sandböden macht er sich eine kugelige Hülle zurecht, in deren Innern er sich verpuppt. Im kommenden Frühjahr schlüpfen dann das fertige Insekt — die Ameisenjungfer — aus und der Daseinstretens unseres Wesenlagers und geschickten Faltentellers hat damit seinen Abschluß gefunden.

Interessantes aus der Gesundheitslehre der Naturvölker

Die Gesundheitslehre der Naturvölker gründet sich auf das von unserem Denken vollkommen verschiedene Naturmenschen, dessen Handeln im wesentlichen triebartig ist. Das logische Nachdenken mangelt ihm nicht selten und so kommt es, daß wir bei seinen Gebärden neben höchst Zweckmäßigem auch ungemein Widersinniges antreffen. Vor einiger Zeit hat L. Küls besonders lehrreiche Einzelheiten hervorzuheben. Ähnlich unserer Gesundheitslehre stellt auch bei den Naturvölkern ausnahmslos die Mutter das Kind und zwar während einer Zeitdauer, deren Länge noch weit die bei uns beobachtete längste übertrifft. Damit ist naturgemäß dem Kinde der weitaus beste Schutz gegen Verdauungsstörungen und Krankheiten gegeben. Ist nun das Stillen sicherlich eine zweckmäßige Handlung, so gibt es aber auch wieder Gefährlichkeiten, denen wir nur aerinaes Verständnis entgegenbringen können. Das Naturmenschenweib kennt beispielsweise kein Wochenbett. Wenige Stunden nach der fast regelmäßig ohne Komplikationen verlaufenden Entbindung geht sie mit dem Neugeborenen ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Allerdings gibt es ein Kindbett, das in aller Form peinlich genau geregelt Vorrichtungen eingehalten werden muß und zwar von dem — glücklichen Vater! Auch über die Begräbnisformen weiß Küls bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten und bemerkt, daß er zwar nie eine gesundheitlich einwandfreie beobachtet habe, dennoch aber zugeben müsse, daß oft noch ein gesunder Kern in den Zeremonien zu spüren sei. Er führt nur die Tüme des Schweigens an, wo die Masse der entblöhten Toten der Parzen verzehren. Eigenartig war eine Begräbnisform, die er in einer Hütte beobachten konnte. Dort hing von der Decke herab ein spindelartiger Körper, aus dessen enaumschliefender Bastumhüllung in ein Tongefäß eine Flüssigkeit herabtropfte. Auf Befragen gaben die Bewohner an, daß sich in der Hülle die sterblichen Ueberreste des vor einigen Wochen verstorbenen Hüttenbesizers befänden. Das Fraßende nach oben, Kopf nach unten, ließ man mit Hilfe des Raubens den Leichnam mumifizieren und die ausgeschiedenen Säfte wurden gesammelt und als Zubertrank getrunken.

Die Dorfkinde

Früher stand sie draußen am Ende des Dorfes. Auf sattgrüner blumengezierter Wiese, am plätschernden raschen Bach. Unter ihrem dunklen Blätterdach sammelte sich die Jugend im fröhlichen Spiel. Ringelreihen schlossen sich unter Singen und Jauchzen um ihren dicken Stamm. Wieviele verlebte Pärchen mögen sich in traulichen Zwiegesprächen auf den Bänken, die sie unter ihr schützendes Laubdach nimmt, mit heißem Händchen die ewige Treue gelobt haben! Und wieviele mögen diesen Schwur abgetragen haben! —

An troben Festtagen sah die Breitverweiate dem lustigen Treiben auf der arden Wiese zu, vor Freude oft die dichten Blätter schüttelnd, manchmal auch in leinem Bedenten die starken Zweige wiegend. Denn nicht alles war schön, was sie sah. Am liebsten hätte sie die Gesellschaft der kleinen Blondbäcker und Schwarzbäcker, die mit nackten Füßchen sich im Gras haften und mit Einem und Schaufel wichtig taten. Wenn aber ein dunter trober Falter in gauselndem Laufe vorbeiflog, dann hüpfen sie, alles im Stiche lassend, dem lockenden Tierlein nach.

Waren die Kleinen dann groß geworden, dann kamen sie noch auch noch zu der alten Linde. Doch nicht mehr zu mutwilligen Springen und Spielen. Wie schön tanzte es sich auf dem breiten Blatte um ihren mächtigen Stamm, wenn ein kundiger Buchse die lustigen Weisen dazu zu hören verstand! Am Abend, wenn sommerliche Hise den süßenden Lüften gewichen war, wenn sich und betäubend der süßen Duft aus den Zweigen drang, dann fand sich auf den arden Bänken das junge Volk zu neckischem Scherzen und Treiben ein. Nach Jahren kamen dann dieselben Menschenkinder, erst anworden, nur noch zu stillen Ausrufen und Klapschen hierher, an feierlichen Sonntagabenden, Mann und Frau Hand in Hand. Ihre Kinder waren nun die jungen Spielgäste der alten Dorfkinde geworden.

Heute steht derselbe ehrwürdige Baum mitten in der Stadt. Die große bunte Wiese war im Laufe der Jahre bebaut worden. Der hohen alten Linde hatte man einen angemessenen Platz gelassen. Ein kleines buntblühendes Gärtlein zieht sich jetzt um sie hin. Der lustig plätschernde Bach, jetzt in feste Mauern gefaßt, nimmt nun stillsam und gemächlich seinen Lauf. Er gibt der neuerstandenen Stadt ein ideales Gepräge: Breite Sandbänke führen über ihn hin.

Dürben stehen wohl noch die kleinen Bauernhäuschen mit ihren niederen Dächern und arden Hofstören. Heute noch „das Dorf“ in der Stadt! Aber die neue Straße mit hohen Häusern führt dicht heran. Schöne saubere Anlagen verbinden Stadt und Land.

Doch der moorigen Linde grüner Blätterwald rauscht über dem allen weiter. Die Umgebung hat sich wohl verändert, aber im nahen Bach sieht die Alte ihr Spiegelbild. Ihre Zweige ragen hoch und breit in die Weite; ihre Arme strecken sich noch stark und trotzig, wie einst. Auch die alten Dörfler sind ihr treu geblieben. Sie, die als Kinder ihren mächtigen Stamm umsprangen, die als junge trobe Menschenkinder ihn umtanzen, als reife Männer ihre Ruhestunden unter ihrem Dache verplaudern, sie sitzen heute noch gerne auf den verwitterten Bänken. Warme große Nisthöhlen umhüllen die Füße, die das Winterlein peinlich plagt. Die gekümmten Finäer umfassen den Stod, der ihren müden Beinen kriechen half. Aber die Augen strahlen noch trotz der Hebsig und fünfundsiebzig Jahre! Und wer den alten Freunden im Vorübergehen einen freundlichen Gruß suruft, der kann die Augenwätere froh und dankbar strahlen sehen.

Manchmal gesellen sich ihnen auch ein paar alte Mütterchen zu. Still und abgemant sitzen die, die Nadeln des Strickstrumpfes emsig drehend. Sie lassen die Graubärte gerne plaudern von schönen alten Zeiten, da sie als Jungvögel hier zusammenlohen unter der dunklen Linde. Alles erleben sie noch einmal mit im lässigen Erinnern. Ein laies verträumtes Lächeln geht dann über die gealterten Züge. —

Selene Wagner-Bruchsal.

Der Rundfunk

II.

Die Antenne und der Empfänger

Um mit einem 1 Röhren-Gerät brauchbare Erfolge zu erzielen, ist es nötig, mit einer sogenannten Hochantenne zu arbeiten. Ein einfach ausgeglichener Draht wird von einem möglichst hohen Punkte nach einem anderen Punkte isoliert aufgebängt. Zu diesem Zwecke muß man sich je nach der Länge

der zu errichtenden Antenne 60—80 Meter Antennenkabel kaufen. 7 x 7 x 0,15. (Preis 6 Ma. pro Meter.) Außerdem benötigt man noch 6 Isolierleiter, von denen man je 3 zu einer Kette vereinigt. An beiden Enden wird die Antenne mit Hanfseil oder Drabseil aufgebängt. Es gibt viele Varianten von Antennen. Die besten sind die T- und L-Antennen. Die T-Antenne ist genau in der Mitte mit dem Zuleitungsdraht, die L-Antenne dagegen am Ende verbunden. Der Zuleitungsdraht führt vor dem Eintritt der Antenne an einen unvollbaren Schalter. Der Schalter hat den Zweck, bei Gewittern, und wenn der Empfänger ausgeschaltet ist, die Antenne zu erden. Hierbei wirkt dieselbe als Blitzableiter. Jeder, der einigermassen aufmerksam durch die Straßen geht, wird oft einem einfach ausgeglichener Draht, einer Antenne, begegnen. Manchmal sieht man auch zwei Drähte nebeneinander, die gemeinsam mit dem Zuleitungsdraht verbunden sind und je nach ihrer Abspinnung an der Mitte oder am Ende, doppel T- resp. doppel L-Antenne genannt werden.

Es frägt sich nun, was für einen Zweck die Antenne beim Empfangen hat. Es sollen nun keine hochmathematischen Schwingungsgleichungen entwickelt werden, sondern wir werden uns mit den reinen Tatsachen abfinden. Die Antenne wird von einem elektromagnetischen Wechselfeld beeinflusst, das von irgend einem Sender herübertrifft. Je weiter dieser Sender entfernt ist, desto schwächer ist das elektromagnetische Wechselfeld; damit wird auch die Lautstärke im Empfänger geringer. Das elektromagnetische Feld nimmt mit dem Quadrat der Entfernung ab. Man wird daher Sender gleicher Leistung, die vom Empfänger z. B. 700 und 800 Kilometer entfernt sind mit nahezu der gleichen Lautstärke aufnehmen, während dem man einen Sender in 100 Kilometer Entfernung lauffert und dem andern in 200 Kilometer schon viel schwächer bekommt.

Wir wollen nun zu unserer eigentlichen Empfänger übergehen. Für uns in Baden kommt nur ein K r e n g e r ä t in Frage. Das einfachste wollen wir hier beschreiben. Die Schaltung des Empfängers wurde von L. de Forest angegeben, der die sogenannte Rückkopplung entdeckt hat. Wir wollen die Schaltung von der Antenne bis zum Telefon durchsprechen. Die Schwingungen des Senders gelangen in die Antenne, wo sie auf die Wellenlänge abgestimmt werden, mit der sie vom Sender kommen. Über die näheren Vorgänge in der drahtlosen Telefonie können wir nicht viel berichten, da dieselben nur dem Fachmann nach eindrucksvollem Studium klar werden. Wir nehmen also an, wir hätten unsere Antenne auf irgend eine Wellenlänge abgestimmt. Die vom Sender herübertrhenden Schwingungen leiten wir zum Gitter, das ist der spiralförmige Teil in einer Verstärkerröhre, das den Strom, der von dem Glühfaden ausgeht, in demselben Rhythmus hindurchläßt, in dem die Schwingungen vom Sender ankommen. Dieser Strom fließt zur Anode, das ist das Blech, das um das Gitter herum ist. Von hier fließt der Strom durch die Rückkopplungspule zum Telefon über die Anodenbatterie zur Erde. Sprache und Musik werden durch die Wirkung der Röhre im Telefon hörbar gemacht. Diese Röhre wird das Audion genannt. In diese Röhre kann sich jetzt noch ein Niederfrequenzverstärker anschließen, der in dem folgenden Artikel beschrieben werden soll. Hat man den Einströmenempfänger zusammengebaut und will dann die ersten Empfangsversuche machen, so gehe man am besten folgendermaßen vor: Man nähere die Rückkopplungspule der Antennenpule und drehe den Kondensator von 0° bis 180° durch. Hat man irgend ein Pfeifen im Telefon gehört, so ist der Apparat in Ordnung. Man suche dann die Stelle des Kondensators und entferne langsam die Rückkopplungspule und drehe den Kondensator etwas vorwärts. Sobald der Pfeifton verschwindet, wird man irgend einen Sender aufnehmen können. Man merke sich genau die Kondensatorstellung und die Stellung der Rückkopplungspule, um nicht durch unsachgemäße Behandlung des Apparates seine Nachbarn zu stören. Wer einmal 10—20 Stationen aufgenommen hat, der wird sie immer wieder finden. Bei Tag beschränke man sich auf die nächstgelegene Station, da die entfernteren Stationen bei Tag durch die auftretenden Luftstörungen kaum oder nur ganz schwach aufzunehmen sind. Auch betätige man den Apparat nicht zu oft, sondern begnüge sich eine Zeitlang mit der Station, die man gerade empfängt. Es hat sich nämlich gezeigt, daß trotz größter Vorsicht beim Abstimmen es häufig vorkommt, daß der Apparat ins Schwingen gerät und die Nachbarn empfindlich stört.

R. G.